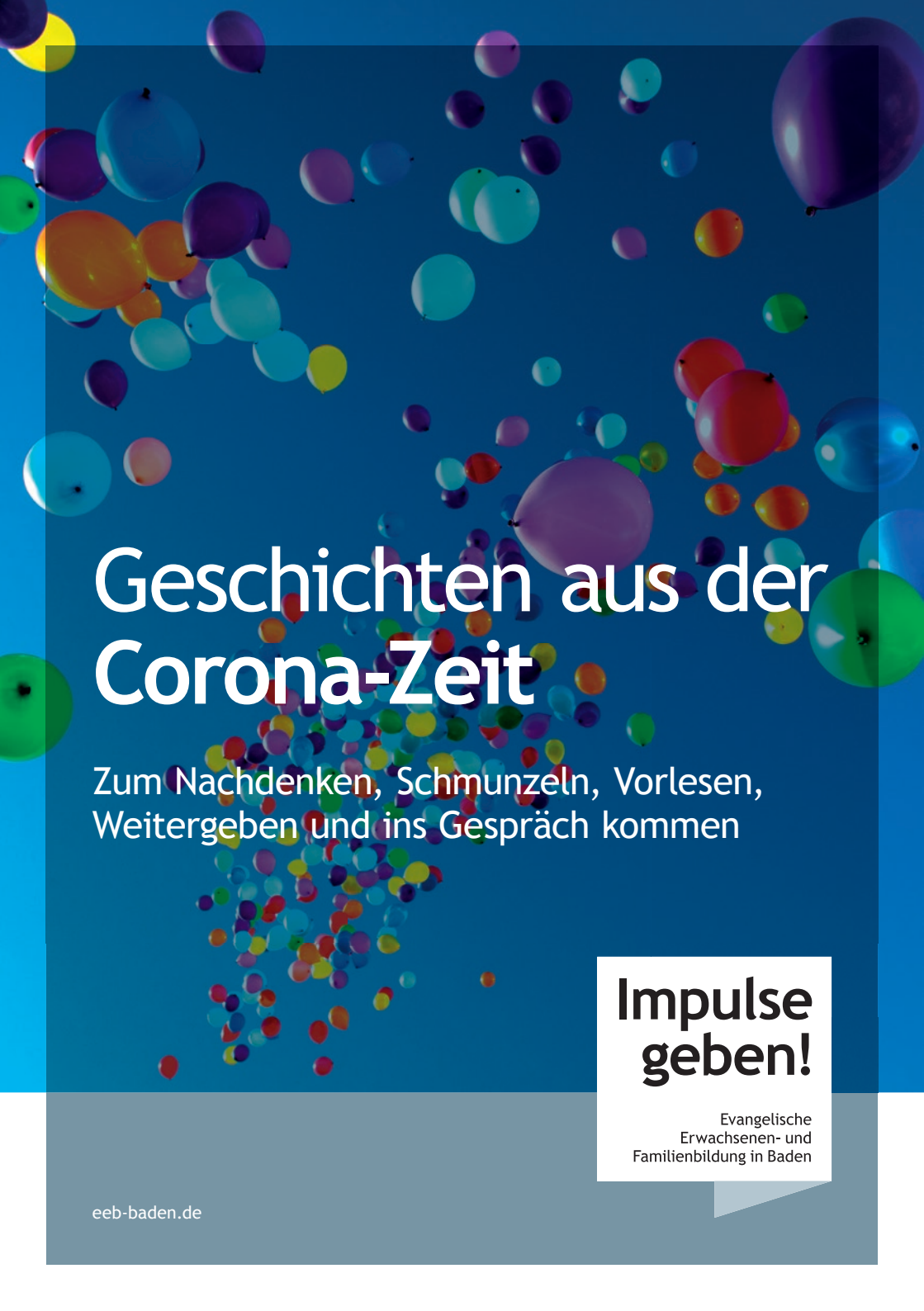




Geschichten aus der Corona-Zeit

Zum Nachdenken, Schmunzeln, Vorlesen,
Weitergeben und ins Gespräch kommen

**Impulse
geben!**

Evangelische
Erwachsenen- und
Familienbildung in Baden

IMPRESSUM

Herausgeber

Evangelische Erwachsenen- und Familienbildung in Baden

Redaktion

Annegret Trübenbach-Klie

Korrektur

Judith Weidemann, Zentrum für Kommunikation

Titelmotiv

fotoru /AdobeStock

Bildnachweise Innenteil

AdobeStock (backup16, Beton Studio, bilderstoeckchen, Blackosaka, Christine Wulf, enolabrain, espanianer, fotohansel, fotoknips, Halfpoint, hunterbliss, Klaus Eppele, Marko, Neil Lang, Puwasit Inyavileart, schachspieler, shockfactor.de, sonyachny, sticker2you, thayra83, Thaut Images, Viktor, wifesun, yupachingping), David Groschwitz, Christiane G. Klante, Margret und Gerhard Sauer, Helmut Weingärtner

Layout

Claudia Kolb, bilderfachwerk atelier

Druck

Stober GmbH, Karlsruhe



1. Auflage, Oktober 2020

#Kooperationspartner

Evangelische Senioren Württemberg (LAGES), Fachstelle Alter und Demografie der Evangelischen Kirche Württemberg
Evangelische Landeskirche Bayern, Forum Alter und Generationen



INHALT

Vorwort.....	Seite 04
Beispielgeschichte – <i>Annegret Trübenbach-Klie</i>	
99 Luftballons – Eine Begegnung an der Kasse im Supermarkt	Seite 06
Geschichte 1 – <i>Klaus Voigt</i>	
Ein kleiner Lichtstrahl	Seite 08
Geschichte 2 – <i>Ilse Knott</i>	
1,5 Meter Mindestabstand – das ist die Devise in Zeiten von Corona	Seite 09
Geschichte 3 – <i>Maria Koschate</i>	
Gedanken über meinen Großvater	Seite 10
Geschichte 4 – <i>Grete Kissel</i>	
Corona-Gottesdienst	Seite 13
Geschichte 5 – <i>Margret und Gerhard Sauer</i>	
Maibaum-Brauch in der Corona-Krise	Seite 14
Geschichte 6 – <i>Gardis Jacobus-Schoof</i>	
Die Hummel in der Kirche	Seite 16
Geschichte 7 – <i>Renate Schuhnagl</i>	
Es geht mir gut – 14 Tage beschränktes Ausgehverbot!	Seite 18
Geschichte 8 – <i>Christine G. Klante und Thien An</i>	
Und plötzlich ist alles anders	Seite 20
Geschichte 9 – <i>Helmut Weingärtner</i>	
Hallo Corona	Seite 22
Geschichte 10 – <i>Hans Pfähler</i>	
Wacken	Seite 24
Geschichte 11 – <i>Claudia Walz</i>	
Das Liebesgemälde	Seite 26
Geschichte 12 – <i>Claudia Walz</i>	
Kinder, die ich umsorgen kann	Seite 28
Geschichte 13 – <i>Grete Kissel</i>	
Quarantäne	Seite 29
Geschichte 14 – <i>Gardis Jacobus-Schoof</i>	
Osterblüten blühen weiter	Seite 30
Geschichte 15 – <i>Jutta Drogan</i>	
Kultur-Ersatz in Corona-Zeiten	Seite 31
Geschichte 16 – <i>Fiedlinde Klameth</i>	
Was hat mich berührt in dieser Corona-Zeit?	Seite 35

VORWORT

Geschichten in Corona-Zeiten Eine Sammlung von Lebensgeschichten

Die Ursprungsgeschichte erzählt von einer unerwarteten Begegnung im Supermarkt zwischen mir und der Kassiererin durch ein bekanntes Lied: „99 Luftballons fliegen überm Horizont“. Ich möchte nicht viel vorwegnehmen. Auf den ersten Seiten können Sie sie nachlesen. Aber mit dem gegenseitigen Lächeln und in der Gewissheit, „... über dieses Erlebnis werden wir noch danach erzählen ...“ entstand die Idee, andere einzuladen, ihre Geschichten aufzuschreiben. Dem Aufruf folgten nicht nur Menschen aus der badischen Landeskirche. Die anfängliche Idee wurde zu einer Kooperation mit den Evangelischen Landeskirchen in Württemberg und Bayern. An der Auslobung waren neben mir selbst auch Bettina Hertel, Martina Jakubek und Dr. Urte Bejick beteiligt. Anonymisiert, mit verabredetem Punktesystem, verteilten sich die prämierten Geschichten von Baden über Bayern, Württemberg bis nach Ostfriesland.

Alle eingesendeten Geschichten sind abgedruckt. Die Themenvielfalt ist faszinierend: Begegnung und Unterstützung der Generationen, biografische Bezüge bis in die Kindheit im Kontext von Krieg und Flucht, vom Engagement im Dorf in den eigenen Vorgarten, und von geistlichen Erlebnissen im Alltag hin zu Kirchenraum und Onlinegottesdienst. Lebensgeschichten, die beeindrucken und bewegen: Mein Dank gilt allen, die sich beteiligt haben.

*Annegret Trübenbach-Klie, Bildungsreferentin,
Evangelische Erwachsenen- und Familienbildung in Baden*

Geschichten, die berühren und Gespräche eröffnen

Corona hat alle Planungen für die Seniorenarbeit von heute auf morgen ausgebremst. Die gesamte kirchliche Gemeindegarbeit konnte in ihren gewohnten Bahnen nicht weitergehen. Dies betraf jeden Einzelnen und damit die Frage, wie diese Situation ins eigene Leben eingreift. In vielen Zusammenhängen erlebte ich, wie groß das Bedürfnis war und ist, von Erfahrungen aus dieser Zeit zu erzählen. Mit den Geschichten zu Corona-Erfahrungen bietet sich die Möglichkeit, über diese Erlebnisse zu sprechen und zu reflektieren: allein, im kleinen Familienkreis oder beim ersten gewagten Treffen in der Gemeinde, als Einstieg für einen Gesprächskreis oder sogar im Gottesdienst. Das Gute dabei:



Diese persönlichen Geschichten bringen auch andere Menschen zum Schmunzeln, zum Nach- und Weiterdenken. Bei der digitalen Preisvergabe wurden die Geschichten von den Autor*innen vorgelesen, zum Teil dialogisch. Der jüngste Autor war acht Jahre alt. Beim Zuhören haben uns diese Geschichten sehr berührt und eröffneten tiefgehende Gespräche.

Ich wünsche allen Leser*innen, Vorleser*innen und Zuhörer*innen spannende Leseerfahrungen und viele kreative Ideen, wie das Geschichten-Heft das eigene Leben und die nun langsam wieder angehende Seniorenarbeit bereichern kann.

*Martina Jakubek, Forum Alter und Generationen
in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern*



„Corona“ heißt eigentlich „Krone“

So las ich in einer eindrucksvollen Predigt zu Beginn der Corona-Pandemie. Die Gedanken dieser Predigt haben mir Mut gemacht und Kraft gegeben für alles, was dann kam.

Jede und jeder kann wohl solche Geschichten erzählen: Wie es angefangen hat, wie der Lockdown war: Erfahrungen, die fast völlig neu waren. Sorgen und Hoffnungen wechselten sich ab. Manche verglichen sie mit früheren Erfahrungen: War die Pandemie vergleichbar mit Erlebnissen der Kriegszeit? Wir brauchen solche Bilder und Vergleiche, um uns zu orientieren und den Glauben an ein gutes Ende nicht zu verlieren. Unsere Erfahrungen in der Corona-Krise reduzieren sich nicht auf die Erhaltung „systemrelevanter“ Funktionen. Wir bringen sie vielmehr in Verbindung mit tröstenden und hoffnungsvollen Geschichten, die uns in der Tiefe unserer menschlichen Existenz – „existenzrelevant“ – betreffen. Geschichten und Bilder machen es möglich, aktuelle Erfahrungen einzuordnen: Das Wort „Corona“ kann auch etwas anderes bedeuten als eine schlimme Krankheit, es kann an die biblische „Krone des Lebens“ erinnern, die ein Bild der Zuversicht ist.

Für die Initiative zu dieser Sammlung von Geschichten durch Annegret Trübenbach-Klie und die gute Zusammenarbeit mit den Kolleginnen aus Baden und Bayern bedanke ich mich an dieser Stelle aufs Herzlichste! Ich wünsche beim Lesen dieser Geschichten „existenzrelevante“ – tröstliche und hoffnungsvolle – Momente.

*Bettina Hertel, Evangelische Senioren in Württemberg,
LAGES und Fachstelle Demografie und Alter*



99 Luftballons

Eine Begegnung an der Kasse im Supermarkt

Geschäftiges Treiben im Supermarkt. Die Menschen wichen einander aus. Es lag etwas in der Luft, etwas Unbestimmtes, das uns ereilen könnte. Hamsterkäufe standen im Raum: kein Toilettenpapier, kein Mehl, kaum noch Teigwaren. Es wirkte, als würden die Menschen versuchen, den Eindruck von sich abwenden zu wollen, sie würden zum Hamstern kommen.

Mir ging es ähnlich. Ich kaufte ein, was ich meinte zu brauchen für

einen Vielpersonenhaushalt, fast wie an den Weihnachtstagen. Es hatten sich meine Tochter und ihr Freund aus Berlin angesagt. Sie flohen aus der Stadt, wollten aufs Land nach Freiburg und nach Hause. Meine zweite Tochter arbeitete ihre Schulaufgaben daheim ab, emsig und fleißig, die Schule war geschlossen. Mein Sohn trug den Gedanken auch in sich, zu kommen. Ich selbst hatte mich schon ins Homeoffice begeben und managte neben vielen beruflichen Herausforderungen auch

die Vorbereitung auf „#wir bleiben zu Hause“. Ich hatte die richtige Ahnung, die Ausgangsbeschränkungen traten vier Tage später in Kraft.

Mein Einkaufskorb war voll. Was würde man von mir denken? Nach kurzem Warten kam ich an die Kasse. Die Kassiererin war etwas unruhig oder angespannt, sie beantwortete immer wieder Fragen aus dem Hintergrund. Sie saß mit dem Rücken zu den Warenregalen. Mitarbeitende kamen von hinten und gaben Informationen an sie weiter.

Wir nahmen Blickkontakt auf. „Die Familie kommt nach Hause, sie fliehen aus der Großstadt“, entschuldigte ich mich. Ein leises Nicken und Lächeln und „In-sich-gekehrt-sein“ erhielt ich als Antwort. Und dann begann die Kassiererin zu singen

„Hast du etwas Zeit für mich. Dann singe ich ein Lied für dich. Von 99 Luftballons. Auf ihrem Weg zum Horizont.“ Die Worte verstand ich nicht, sie summte in sich hinein, aber die Melodie war deutlich hörbar, und ich sang innerlich mit. Sie sang sich Leichtigkeit zu in dieser angespannten Situation, so wirkte es jedenfalls.

Währenddessen zog sie die Waren über den Scan und ich packte wie gewohnt alles ein. Ich hatte den Blick noch gesenkt, um alles zu verstauen. „99 Euro und zwei Cent“ vernahm ich die Summe, die zu zahlen sei. Ein kurzes Nachdenken meinerseits, ich blickte auf, sah sie an: „Haben Sie nicht gerade von 99 Luftballons gesungen?“, „Oh ja, das habe ich.“ Wortlos sahen wir uns an und lächelten. Ich bezahlte mit meiner EC-Karte. „99 Euro, und die zwei Cent sind unsere Glückscent“, kam es aus ihr spontan heraus. Ich machte meine Geldbörse auf und gab ihr einen Cent: „Der ist für Sie, und den anderen bewahre ich.“ Sie lachte wieder und meinte: „Über dieses Erlebnis werden wir auch noch danach erzählen.“

Ich ging mit einem Lachen auf dem Gesicht, vor mir der volle Einkaufswagen, den ich selbstbewusst nach draußen schob.

*Annegret Trübenbach-Klie,
Wittnau bei Freiburg*



Ein kleiner Lichtstrahl

Die Corona-Pandemie währt schon eine geraume Zeit. Der Sohn und die beiden Enkel leben in einer fernen Großstadt und dürfen die Großeltern seit Wochen nicht mehr besuchen. Ostern steht vor der Tür, und die beiden sieben- und neunjährigen Enkel sagen am Telefon: „Ostern ohne Opa und Oma ist doof!“

Also beschließt die Familie, spontan am Karfreitag einen Kurzbesuch bei den Großeltern zu machen. Nein, in die Wohnung kämen sie nicht, aber auf der Terrasse könnten sie doch Kakao oder Sprudel trinken und erzählen. Die Oma könnte die Getränke an der Balkontüre abstellen, wo sie sie dann gefahrlos abholen könnten. So geschieht es dann auch.

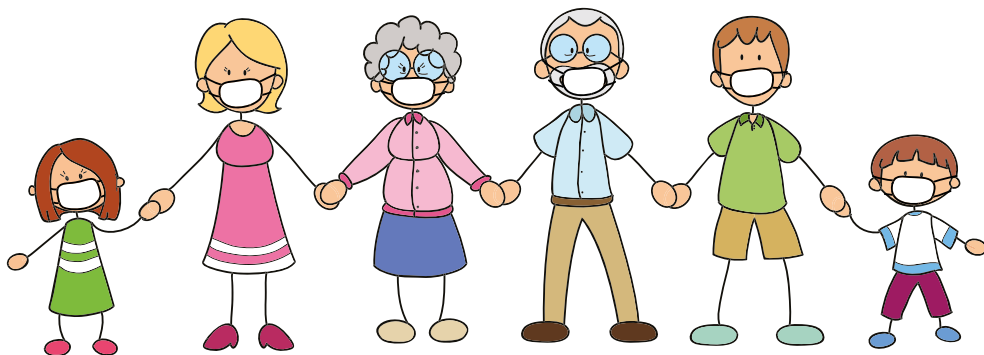
Später sitzt die Oma im Wohnzimmer, die Enkel aber auf der Terrasse

und hören der Oma zu, die eine spannende Geschichte vorliest. Alle genießen den Besuch, wie die fröhlichen Gesichter zeigen.

Kurz vor der Heimfahrt sagt Oma: „Ich habe für euch Gesichtsmasken nähen lassen. Probiert sie doch mal aus!“ Kaum hat der Siebenjährige die Maske aufgesetzt, jubelt er: „Jetzt bin ich nicht mehr ansteckend! Jetzt darf ich dich umarmen!“ Er springt auf und rennt auf die Oma zu, um sie herzlich zu drücken.

Mehr als Osterhasen und farbige Eier fehlte den Buben der körperliche Kontakt zu ihrer Oma. Zufrieden und strahlend fuhren sie bald darauf wieder nach Hause; und die Oma strahlte auch, noch tagelang!

Klaus Voigt,
Ettlingen



1,5 Meter Mindestabstand –

das ist die Devise in Zeiten von Corona

Den nahenden Spaziergängern kann man meist rechtzeitig ausweichen. Bei Joggern, die von hinten hechelnd an einem vorbeisprinten, oder bei der Unzahl von Fahrradfahrern, die so plötzlich wie aus dem Nichts auftauchen, gelingt es nicht immer. Wo es aber schier unmöglich erscheint, das ist der eine oder andere Baustellenübergang, besonders der am Mendelssohnplatz. Um von der Fritz-Erler-Straße aus zum Scheck-In zu kommen, muss man – ob man will oder nicht, es führt kein anderer Weg nach Küsnacht! – durch ein enges, sich schlängelndes Labyrinth, links und rechts von Absperrungen begrenzt. Außer den vielen anderen Fußgängern, die bei Gegenverkehr auch das rettende Ufer erreichen möchten, versuchen es auch die Mütter mit Kinderwagen und natürlich die Radfahrer, die sich selbst hier nicht von ihren Pedalen trennen können.

Vor lauter Aufpassen, um einander nicht zu nahezu kommen, und dem permanenten Versuch auszuweichen – schwierig, wenn's auch noch kurvig verläuft –, kann man schon mal einen der vorstehenden Sockel, auf denen die Absperrungen verankert sind, übersehen. Noch ein, zwei Schritte und die Straße ist erreicht.

Da haut's mich völlig unerwartet auf den Asphalt. Ich liege der Länge nach

mitte in der Menschenflut. Doch schon neigt sich mir ein gutaussehender, aber maskenloser Mann entgegen. Ich schaue in warme braune Augen. Er reicht mir seine Hand und hilft mir – auch ich ohne den gewünschten Mund- und Nasenschutz – wieder auf die Beine, erkundigt sich besorgt nach meinem Befinden. Wann zuletzt habe ich eigentlich einem fremden männlichen Wesen so nah in die Augen geblickt? Ich bin sehr dankbar für seine spontane Hilfsbereitschaft und hoffe für uns beide, dass wir virenfrei bleiben. Sicher, es gab einige Blessuren, und eine Rippe tut ziemlich weh, aber gebrochen scheint nichts zu sein. Da hab ich mit fast 83 Jahren ja noch mal richtig Glück gehabt, hätte ja auch frontal auf die Schnauze fallen können. Gar nicht auszudenken, da man im Alter ohnehin nicht schöner wird.

So kommt man einander in Corona-Zeiten unbeabsichtigt näher, lernt spontane Hilfsbereitschaft kennen und vergisst dabei sogar den Mindestabstand.

Ilse Knott,
Karlsruhe



Gedanken

über meinen Großvater

Mein Ehrenamt im Besuchsdienst der Ev. Dornbuschgemeinde in Frankfurt liegt brach. Ich kann wegen der Corona-Einschränkungen keine Hausbesuche mehr machen, muss die Kontakte auf Telefongespräche beschränken – die zwar ausführlicher stattfinden, aber der persönliche Kontakt, ein Händedruck, die Übergabe eines Blumenstraußes sind derzeit nicht möglich. Das ist traurig, muss aber durchgestanden werden. Zeit, über vieles nachzudenken. Zeit, das eigene Leben zu betrachten.

In diesem Jahr begehen wir den 75. Jahrestag der Kapitulation nach dem Zweiten Weltkrieg, den ich als Kind erlebte. Im Stubenarrest gefangen wandern meine Gedan-

ken zurück zu meinem Großvater, der mein fünfundachtzigjähriges Leben geprägt hat. Ohne die innere Einkehr, möglich durch das Ausgeheverbot, wäre ich wohl kaum in diese Rückbesinnung geraten.

Wir lebten zu Kriegsende gemeinsam mit Großeltern und zwei Tanten, die in Leipzig ausgebombt waren, zur Miete in einer Villa mit parkähnlichem Garten zwischen zwei Dörfern, südlich von Leipzig. Mein Vater und ein Onkel waren an der Front. Großvater war unser Schutz und Schild, damals vierundsechzig Jahre alt. Er hatte im Ersten Weltkrieg gedient und eine Verwundung am Bein davongetragen. Er ging stets aufrecht, leicht hinkend und immer mit Spazierstock.

So erlebte ich ihn als kleines Mädchen. Wenn wir im Sommer mit der Familie in Leipzig am Völkerschlachtdenkmal spazierengingen, trug er meistens Knickerbocker, eine elegante Jacke und eine helle Sportkappe auf dem Kopf, die er bei Begegnungen lupfte und freundlich grüßte.

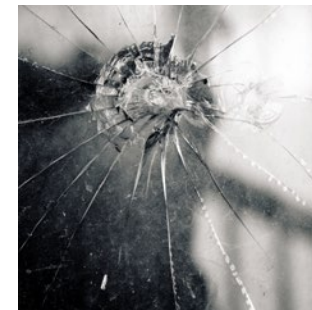
Die Friedrich-August-Medaille, das Eiserne Kreuz II. Klasse und

das Verwundetenabzeichen waren in einer Schatulle verwahrt.

Er hielt morgens und abends im Familienkreis eine Andacht mit der Fürbitte für unseren Schutz und den unserer Soldaten. Dabei standen wir gemeinsam um den morgendlichen und abendlichen Esstisch versammelt. Ich erinnere mich an die Eingangsworte: „Herr, erhöere unser Gebet und lass unser Rufen vor dich kommen. Verleihe Frieden, O Herr, in unseren Zeiten, denn niemand ist, der für uns streite als du allein, O Gott ...“ – Dann kamen die persönlichen Fürbitten.

Die täglichen Andachten meines Großvaters umhüllten mich als Kind mit unerschütterlichem Schutz vor jeglichem Ungemach. Niemals hatte ich Angst, auch wenn wir im Keller saßen und die Bombenabwürfe über Leipzig erlebten. Ich wuchs auf mit meinen kindlichen Abend- und Morgengebeten und war gefeit vor Niedergeschlagenheit, erlebte Kriegs- und Nachkriegswirren in steter Zuversicht.

Ich erlebte Großvater bei der Kapitulation. Als die Kämpfe immer näherkamen, requirierte ein wahnsinnig gewordener deutscher Offizier mit seiner kleinen Truppe unser Haus und verbannte uns acht Bewohner in den Luftschutzkeller. Er wollte die Kampftruppen, die von



Süden näherrückten, mit einer Panzersperre aufhalten. Die Chaussee führte an dem Grundstück vorbei. Und genau vor diesem ließ er von seinen Soldaten

aus Ackergeräten und Betonröhren eine Panzersperre bauen.

Auf unserer Veranda lagerten Panzerfäuste und Munition aller Art, und wir saßen im Keller, außer Großvater – nur Frauen und Kinder. Großvater sprach keine Gebete – dies hielt er wohl für unsere intime Angelegenheit –, aber er beruhigte die ängstliche Schar mit dem einfachen Satz: „Es wird alles gut. Dessen bin ich sicher.“ Er erzählte uns Kindern Geschichten und spielte mit uns. Wir hatten ein paar Sessel und ein altes Sofa in dem Gewölbe. Darauf schliefen wir Kinder. Die Erwachsenen schliefen zum Teil halbsitzend auf Stühlen. Mein einjähriger Bruder hatte sein Gitterbett. Die Soldaten versorgten uns mit Essen. Einer von ihnen vertraute uns an, dass er diese Aktion für ein Himmelfahrtskommando halte und meinte, dies würde die Truppe nicht überleben.

Am vierten Tag unserer Evakuierung wachte ich von einem Schuss vor dem Kellerfenster auf und ich sah, dass alle erstarrt waren. Keiner sprach ein Wort. Vor dem Kellerfenster hörte man ein Stöhnen, das in einem



► ersterbenden Röcheln endete. „Mein Gott – da ist jemand erschossen worden“, sagte mein Großvater in die Stille hinein. Nach dem Geschehen vor dem Kellerfenster waren keine Schüsse mehr zu hören. Eine unheimliche Stille. Bald hörten wir Scheiben klirren und Stiefelgetrappel. Nicht, wie von unseren Soldaten gewöhnt, nicht so hart – aber bestimmt. Schritte von Siegern. Sie waren über die eingeschlagenen Fenster eingedrungen und befanden sich in unserer Erdgeschosswohnung.

„Wir müssen ihnen entgegengehen“, rief Großvater, „sonst schießen sie vielleicht um sich, wenn sie in den Keller kommen.“ Er nahm ein Laken aus dem Kinderbett meines Bruders und stieg die Treppe hinauf. Wir hörten Getümmel über uns und englische Wortfetzen und bangten um Großvater Karl. Da kam er die Treppe herunter, hinter sich amerikanische Soldaten mit Pistolen im Anschlag. Mein kleiner Bruder stand im Gitter-



bett und wimmerte vor sich hin. Als ein schwarzer GI ihn freundlich streichelte, stieß er gellende Schreie aus. Was sich weiterhin ereignete, würde zu weit führen, es zu beschreiben. Der Tote vor unserem Kellerfenster war der Truppenführer. Später informierte mein Großvater seine Familie.

Unsere Familie konnte vor dem Mauerbau fliehen. Opa Karl lernte noch seine Urenkel kennen. So hat er als Oberhaupt der Familie durch seinen unerschütterlichen Glauben an Gott mein Leben geprägt und mir die Stärke gegeben, auch mit schweren Schicksalsschlägen fertigzuwerden. Großvater Karl verstarb 1972 in München. Ich gedenke seiner in großer Liebe.

Das intensive Erinnern an ihn hat mich zu der Erkenntnis gebracht, dass es wichtig ist, Kindern von klein an die Sicherheit des Glaubens zu vermitteln. Sie müssen die Gewissheit haben, beschützt zu werden von einer höheren Macht außer den Eltern. So bekommen sie ein Fundament für die Zukunft. Das weitere Leben wird dann so und so geprägt durch gute und schlimme Ereignisse. Es mag auch sein, dass sich Einstellungen zu Kirche und Religion verändern. Das bringt das Leben mit sich. Doch die Sinnhaftigkeit der Kindergebete sollte allen Eltern sehr bewusst sein.

*Maria Koschate,
Frankfurt*



Corona-Gottesdienst

Ein Bilderbuchmorgen – strahlend blau. Es riecht nach Schaumbad und Hautcreme, im Radio Haydn und Pachelbel. „Ziehe bitte was Gutes an, heute ist Sonntag!“ Frische Wäsche, weißes Hemd, die Ärmel zweimal umgeschlagen, Hose mit Bügelfalte. Das Dirndlgewand knöchellang. Kaffeeduft drängelt sich vor und übernimmt die Oberhand – Frühstück.

Der Diakon spaziert über die Wiese, der Sonne entgegen – nach freundlichen Grußworten betritt er die Kirche. Vertrauter Glockenklang, die Organistin führt einfühlsam in den Beginn des Gottesdienstes ein. Vor brennenden Kerzen und geschmücktem Altar beginnt der Diakon mit der bekannten Liturgie. Eindrucksvoll und voller Hoffnung vermittelt er die Frohe Botschaft Jesu, nimmt Bezug auf die aktuelle Situation und zeigt Wege auf, damit umzugehen, immer im Fokus den Menschen mit all seinen Ängsten, Zweifeln, Hoffnungen. Er schafft es, Mut zu machen zum guten Umgang miteinander, trotz der derzeit emotional schwierigen Situation im ganzen Land. Fröhlich stimmende Kirchenlieder erklingen raumfüllend, überzeugend dargebracht von Wenigen in der ansonsten leeren Kirche: Drei Geistliche, die beiden Sekretärinnen, die Organistin – kraftvoll, freundlich lächelnd und mit geschulten Stimmen weit voneinander im Raum stehend,



lassen sie vergessen, dass man nicht dabei ist, sondern daheim vor dem kalten Bildschirm sitzt und dem Sonntagsgottesdienst nur virtuell beiwohnen kann. Zögerlich wird die eine oder andere bekannte Passage mitgesummt – es hört ja keiner. Und – ehrlich – auch das gemeinsam zu sprechende Vaterunser kommt zu kurz.

Es ist eine neue Erfahrung für Kirchgänger, einen Online-Gottesdienst mitzufeiern, sich hineinzusetzen in diese von den Verantwortlichen mit großer Hingabe vorbereitete neue Welt der Glaubensvermittlung. Das ist gut. Gut für alle, die technisch entsprechend ausgerüstet und lernbereit sind und denen ein Computer keine Angst macht. Dennoch freut sich jeder, wenn die Kirchen endlich wieder öffnen und ganz normal Gottesdienste gefeiert werden können – wenn der Pfarrer am Ausgang steht und die Besucher mit freundlichem Lächeln in die Woche entlässt.

Grete Kissel, Bruckmühl



Maibaum-Brauchtum

in der Corona-Krise

In Ostfriesland ist es üblich, am Vorabend des 1. Mai einen geschmückten Maibaum aufzustellen. Dies übernehmen in der Regel Vereine, Dorfgemeinschaften oder Kommunen. Die Arbeit, die damit verbunden ist, ist sehr vielseitig und erfordert viele helfende Hände: Frauen, Männer und Jugendliche machen dabei mit. Auch ist zumeist technisches Hilfsggerät, zum Beispiel Hebekräne oder Trecker zum Aufstellen der langen Masten, erforderlich. Tage vorher werden schon die Girlanden gebunden und Papierblumen gefertigt.

Es entsteht meist schnell eine fröhliche Runde unter den Helferinnen und Helfern, und es wird dabei auch wohl mal ein Schnaps getrunken. Das Zusammenkommen zum Maibaumschmücken dient der Gemeinschaft, ist aber auch ehrenamtliche Arbeit zum Wohl der Allgemeinheit, denn jeder Passant ist erfreut beim Anblick eines aufgestellten Maibaums. Beim Aufstellen des Baumes, meist auf dem Dorf- oder Marktplatz, versammeln sich viele Leute, manchmal wird daraus ein richtiges Dorffest.

Doch nun zum eigentlichen Thema. Was geschieht in der Corona-Krise in Bezug auf die Maibäume im öffentlichen Bereich?

Antwort: nichts. Die Leute bleiben zu Hause, dürfen sich nicht versammeln. Auch Vereinsmitglieder können einander nicht treffen. Mit der Zeit entstehen bei Menschen, die nicht zur Arbeit oder Schule gehen können, Probleme oder auch nur Langeweile. Doch dagegen kann man etwas tun, und der Ideenreichtum ist groß.

Nun las ich eines Morgens in der Zeitung, dass die Dorfgemeinschaft eines kleinen Dorfes in Ostfriesland dazu aufgerufen hatte, private kleine Maibäume herzurichten und im Vorgarten des eigenen Hauses aufzustellen. Und dieser Aufruf fand ein großes Echo, auch in anderen Gemeinden. Noch nie standen so viele Maibäume in den Orten wie in diesem Jahr – zur Corona-Zeit. Menschen waren froh, diesen Hinweis bekommen zu haben, und setzten die Idee spontan um.

Auch wir, meine Frau und ich, schlossen uns dieser Aktion an. Fast zwei Tage hatten wir damit zu tun, ganz alleine, denn Helfer durften wir ja nicht haben. Alle Utensilien haben wir in Haus und Garten zusammengesucht, gekauft haben wir nichts. Ein Mast (Stahlrohr – frühere Fahnenstange) wurde mit Grün aus dem Garten geschmückt, als Spitze diente ein abgeschnittener

Buchsbaum. Der Kranz, unser alter Adventskranz, wurde ebenfalls mit Grün von der Eibe geschmückt. Die bunten Bänder schnitt meine Frau aus einem Stück Stoff zu, und Papierblumen waren noch vorhanden. In einem ein Meter tiefen Loch im Vorgartenrasen haben wir den Baum erst am frühen Maifeiertag aufgestellt, denn es ist Sitte in Ostfriesland, dass der Maibaum in der Nacht zum 1. Mai „geklaubt“ werden kann, wenn er nicht ständig bewacht wird. Zum „Wacheschieben“ in unserem Alter (85 und 79 Jahre) waren wir allerdings nicht bereit.

So hatten auch wir eine schöne Abwechslung in der Corona-Krise und können uns, wie viele Spaziergänger, einen Monat lang an unserem schönen Maibaum erfreuen. Außerdem bleibt die Erinnerung an diese Aktion, denn zum ersten Mal in unserem langen Leben haben wir einen Maibaum aufgestellt.

Margret und Gerhard Sauer, Aurich



Margret und Gerhard Sauer mit ihrem ersten eigenen Maibaum

Die Hummel in der Kirche

Karsamstag im Corona-Frühjahr 2020

Ich gehe um 9 Uhr morgens in unsere Kirche, eine Johanniterkirche aus dem 13. Jahrhundert. Unser Pfarrer hat eine Gebetskette während der Karwoche angeregt, um auch darüber in dieser besonderen Zeit miteinander verbunden zu sein und die Karwoche bewusst zu gestalten. Viele Männer und Frauen aus der Gemeinde haben sich jeweils für eine Stunde eingetragen. An diesem Morgen bin ich wieder an der Reihe, hole die Gebetsanliegen, die Gemeindeglieder in eine Box werfen konnten, heraus und richte mich auf meinem Platz neben dem Altar ein.

Unglaublich – wie sich die Wahrnehmung schärft in der Stille. Ich nehme sehr bewusst die Kreuzform im Altarraum wahr, lasse meine Augen zunächst schweifen, als sähe ich die Kirche zum ersten Mal. Erbaut im 13. Jahrhundert. Wie haben das die Menschen damals geschafft, ein Bauwerk dieser Art zu errichten? Welche Menschen waren dabei? Was hat es sie an Kraft und Einsatz gekostet?

Die Kirchendienerin hat um 8 Uhr die Kirche geöffnet und eine Seitentür offenste-



hen gelassen, um die Sonne etwas hineinzulassen. Es ist noch kalt in der Kirche an diesem frühen Morgen, aber wunderschöne Sonnenstrahlen fallen herein durch die bunten Glasfenster des Künstlers Valentin Feuerstein.

Ich versinke ins Gebet, greife die Anliegen auf: für alle, die jetzt mit Corona-Patienten zu tun haben, für die Familien, die jetzt besonders gefordert sind, für besondere Aspekte in einzelnen Familien, für alle, die Kranke und Sterbende begleiten.

Da – es ist unüberhörbar, es brummt laut in der Kirche. Vorbei ist die Stille, in die ich hineingesunken war. Ich versuche zu orten. Von wo kommt das Geräusch? Ich stehe auf von meinem Platz neben dem Altar und lasse mich vom Brummen anziehen. Ganz hinten im Chorraum, ganz oben beim Bild, das Jesus als Weltenherrscher zeigt, erkenne ich nun – eine Hummel. Oder ich denke, dass es eine Hummel ist, so genau kann ich es auf die Höhenentfernung nicht ausmachen.

Sie schwirrt um das Bild herum, genau an der obersten Stelle der Kirche. Mal stoppt sie kurz, dann fängt das Brummen wieder an, richtig schön laut. Sehr deutlich hörbar in der stillen Kirche. Und mein Gebet? Ich will mich natürlich nicht ablenken lassen. Bloß, ganz so einfach ist es nicht. Ich habe es doch gelernt: Das ist eine Herausforderung, mit Ne-

bengeräuschen im Hintergrund ganz still zu werden. Ich übe es. Eigentlich klappt es recht ordentlich.

Doch immer wieder geht auch mein Gedanke zur Hummel: Ausgerechnet ganz oben sitzt sie. Wie findet sie wieder heraus? Die Seitentür ist doch offen. Kann sie den Weg finden? Ich kann nichts tun. Sie ist zu weit oben, ich habe keinerlei Chance, ihr den Weg zu weisen.

Ich bete weiter. Meine Stunde geht dem Ende zu. Es ist recht kalt geblieben in der Kirche so früh am Karsamstag-Morgen, dem Tag der Grabesruhe Jesu. Beim Herausgehen wird mir dies sehr bewusst: der Tag nach der Kreuzigung, zwischen Tod und der Frohen Botschaft.

Diese Karwoche ist eine besondere. Eine sehr innerliche, die mir nahegeht. Erinnerung an Jesu Leiden. Und heute? Es ist so viel Leid in der Welt. Nicht nur wegen Corona. Gott das Leid hinhalten.

Noch einmal höre ich die Hummel. Ich kann nichts tun, ich hoffe, dass sie den Weg ins Freie findet, irgendwann am Tag. Ich lasse meine Gedanken an die Hummel los. Dass sie ausgerechnet um das Bild Jesu als Weltenherrscher herumschwirrt, das will mir doch nicht aus dem Kopf.

*Gardis Jacobus-Schoof,
Boxberg*



Es geht mir gut

14 Tage beschränktes Ausgehverbot!

Es muss ja einen guten Grund dafür geben. Ich gehöre nun mal nicht zu denen, die gleich rebellieren, ich halte mich daran.

In den letzten Jahren habe ich gelernt, allein in der Wohnung zu sein. Jetzt gehe ich nur bis zum Briefkasten und zum Sparkassen-Container. Auszüge und Geld können wir dort holen, aber die Überweisungen müssen wir in einer Stadtfiliale abgeben. In der Corona-Zeit schicke ich sie an die Filiale in Grombühl.

Ein kleiner Spaziergang – Straße rauf, Straße runter – ist dann schon

noch eingeplant. Aber einkaufen gehe ich nicht im Supermarkt. Ich habe das Glück, mir Lebensmittel bringen zu lassen. Ich kann es mir einfach nicht leisten, mit dem Coronavirus Bekanntschaft zu machen. Die Zeit daheim ist ausgefüllt. Ich schreibe viel, und es gibt auch in einem Single-Haushalt immer etwas zu tun.

Im Haus nebenan wohnt eine Nachbarin, die ich mitunter besucht habe. Sie kann nur noch sehr wenig hören und dadurch auch nicht telefonieren oder fernsehen oder auch nur Radiohören. Sie ist einsam

und oft sehr verzweifelt. Früher war sie viel unterwegs. Ihr habe ich eine Karte geschrieben, eine Karte aus der Rhön mit einer schönen Blumenwiese. Heute früh hat sie mich angerufen und mir ihre Freude und ihren Dank mitgeteilt – und erzählt: Sie ist hingefallen und hat sich den rechten Arm gebrochen. Sie hat Schmerzen. Die Pflegerin kommt, aber die Einsamkeit ist so schlimm. Die Kinder wohnen außerhalb und können nicht wie sonst in die Wohnung. Der Sohn hatte Geburtstag, und sie konnte nicht mit ihm reden. Der zweite Urenkel ist auf die Welt gekommen, und sie kann ihn nicht sehen.

Sie hat reden müssen, und ich konnte nur zuhören. Sie versteht mich ja nicht. Aber ich werde heute gleich einen Brief an sie schreiben, auch wenn sie mir nicht antworten kann. Ja, und da ist mir wieder so richtig bewusst geworden, wie gut es mir geht in meiner Klause. Ich kann mich bewegen, kann hören und sehen. Hab Essen und Trinken, ein Bett zum Schlafen und ein Dach über dem Kopf. Ich bin sehr dankbar und will diese Dankbarkeit weitergeben, so gut ich es eben kann. Immer können wir etwas tun, wenn auch nur im Kleinen. Reden und Zuhören ist oft so viel wert.

Inzwischen sind wieder 14 Tage vergangen. Wir dürfen mit Maskenschutz einkaufen und in den öffentlichen Verkehrsmitteln fahren.

Alle anderen Einschränkungen gelten noch.

Einsamkeit und Verzweiflung sind bei vielen noch größer geworden. Ich schreibe, telefoniere und maile inzwischen noch etwas mehr und stelle dabei fest, es gibt ein Zusammenrücken zwischen den Menschen, obwohl wir doch getrennt sind.

Ob es nach Corona so bleiben wird? Wir werden sehen, was wir gelernt haben, und was in unseren Köpfen in Erinnerung bleibt.

*Renate Schuhnagl,
Würzburg*



Und plötzlich ist alles anders



Meine 82-jährige Mutter lebt aufgrund eines schweren Schlaganfalls in einem Pflegeheim in Karlsruhe. Täglich bekommt sie Besuch von meinem Vater oder mir. Doch mit Beginn der Corona-Krise ist plötzlich alles anders! Für Ostern hatten wir schon Pläne geschmiedet, wie wir meiner Mutter eine besondere Freude bereiten wollten. Ein gemeinsames Essen im Kreis ihrer Liebsten sollte zur willkommenen Abwechslung vom gewöhnlichen Heimalltag werden.

Aber jetzt ist alles anders: Seit vielen Tagen ist das Heim abgeriegelt, aus Sorge, dass das Coronavirus nicht vor der Tür Halt macht. An Besuche ist nicht zu denken!

„Das kann einfach nicht sein, dass ich meine geliebte Mama von jetzt an wochenlang nicht mehr sehen werde!“, sage ich entsetzt zu meinem Vater. Und nach intensivem Überlegen habe ich eine Idee, wie ich trotz des strikten Besuchsverbots meine Mutter persönlich etwas aufmuntern kann, damit sie nicht so unglücklich ist ...

Mittlerweile ist es zum regelmäßigen Ritual geworden, dass ich unten auf der Straße stehe und meiner Mama zuwinke, sobald die Pflegekraft sie von ihrem Wohnbereich aus – in ihrem Rollstuhl sitzend – in den Verbindungsgang aus Glas schiebt, von wo aus wir

uns sehen können. Die Schwester hält ihr das Telefon ans Ohr, sodass wir dank meines eigenen Smartphones dann auch miteinander sprechen können. Leider kann dieses „Fensterln“ eine liebevolle Umarmung, ein inniges Streicheln der Hände nicht ersetzen. Das macht mich traurig!

Meine Mutter gehört jener Generation an, die Kriegs Nächte erlebt hat, die schweren Zeiten des Wiederaufbaus, die Wirtschaftswunderjahre. Aber jetzt fühle sie sich wie im Gefängnis, erzählt sie mir. Eingeschlossen innerhalb ihres Wohnbereichs und beraubt all der Dinge, die ihr wichtig sind: des Gottesdienstes, der Besuche der Familie, unserer gemeinsamen Spaziergänge und des Schnuppers der frischen Frühlingsluft. Ihr bleibt nur der Blick aus dem Fenster! Aber es ist wie immer: Meine Mutter ist diejenige, die sich um ihre Familie sorgt.

Am Abend erzähle ich meinem Patenkind von meinem „Außeneinsatz“ bei meiner Mama. Er hat mich schon oft begleitet, wenn ich meine Mutter im Heim besucht habe. Nachdem ich ihm berichtet habe, dass ich ganz traurig bin, seit ich die „Oma Siggie“ nicht mehr direkt im Heim besuchen kann, vernehme ich ein aufmunterndes Lachen am anderen Ende der Leitung. „Oh, du brauchst nicht traurig zu sein! Ich habe eine Idee, wie wir die Oma

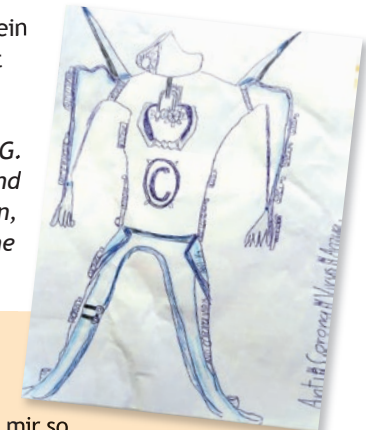


doch besuchen können“, berichtet er mir ganz begeistert. „Weißt du, ich habe einen ganz speziellen Corona-Schutzanzug erfunden, und damit können wir ganz problemlos zu Oma Siggie gehen!“ Und dann erzählt er mir ganz ausführlich, wie der Schutzanzug genau aussieht. Einige Tage später erhalte ich von ihm – wie versprochen – eine genaue Konstruktionszeichnung des Corona-Schutzanzugs mit den entsprechenden Erläuterungen dazu: Beim nächsten „Fensterln“ bei meiner Mama erzähle ich ihr gleich

von der tollen Idee meines Patenkindes und beschreibe ihr den Corona-Schutzanzug bis ins kleinste Detail. Und siehe da: Ein Lächeln huscht über ihr Gesicht. Nun muss auch sie genauso schmunzeln wie ich. Und für einen kurzen Augenblick ist alles Schwere vergessen.

Abschließend bleibt uns die Hoffnung, dass wir die Corona-Krise alle einigermaßen unbeschadet überstehen werden. Und wir haben uns schon ganz fest vorgenommen, sobald diese schwere Zeit vorüber ist, werden wir alle zusammen mit meiner Mama und Thien An ein fröhliches Fest feiern!

Christiane G.
Klante und
Thien An,
Karlsruhe



„Anti-Coronavirus-Anzug“

Hallo, mein Name ist Thien An, und ich stelle euch heute den „Anti-Coronavirus-Anzug“ vor. Den habe ich mir so vorgestellt: Also, der Anzug schützt vor dem Husten von den anderen Menschen. Hustet ein Mensch auf mich, erkennt das der Computer und setzt sofort eine Schutzmaske hoch. Danach wird die Maske mit dem Anti-Coronavirus-spray gesäubert. An den Seiten von dem Anzug sind Honig, Seife, das Anti-Coronavirus-spray und Zitronensaft. Das große C in der Mitte des Anzugs ist der Computer. Unten an der Hose, das ist Klopapier. Der Anzug ist aus Metall. Und somit ist der Mensch, der diesen Anzug anzieht, vor den bösen Viren geschützt!

(Text und Zeichnung von Thien An, 8 Jahre)



Hallo Corona



Als Kinder lebten wir in den Kriegs- und Nachkriegsjahren in recht engen Wohnverhältnissen. Da war es gut, rausgehen zu können, um mit den Nachbarskindern zu spielen. Eine große Gruppe waren wir – „die Corona“. Wurde es laut, gab es Streit, erhoffte man sich an einer Hausklingel Hilfe, erklang das vertraute Stöhnen der Erwachsenen: „Natürlich – die Corona!“

Heute, alt geworden und an anderem Wohnort, leben wir harmonisch in einer guten Gemeinschaft – keine Selbstverständlichkeit bei zwölf Mietparteien. Auch die Nachbarschaft ist einbezogen, gegenseitige

Wertschätzung, kein Streit. Trifft man einander, heißt es seit Langem: „Hallo Corona.“

So auch neulich. Wir begegneten einander auf einem Spaziergang. Fünf Männer, ältere Männer; nein alte Männer, alle über 80 – und alle mit Mundschutz. Wir blieben stehen: „Oh – die Corona.“ „Und was soll die Maske?“ – „Ausprobieren und zum Gewöhnen, bevor es Pflicht wird.“

Rasch ergab sich, dass dieser Mund-Nasenschutz jeden an ein frühes Erlebnis erinnerte. Die zwei

Ältesten berichteten von den Gasmasken, die sie als Kind getragen, nein ausprobiert hatten. „Erwachsen“ wollten sie sein. Inmitten der Luftangriffe und des Lebens im Bunker fühlte man sich damit als Kind „groß“ und sicher. War es nicht gestern gewesen?

Der Dritte musste sich als Kind immer dann eine Windel um den Mund binden lassen, wenn er zu viel und zu laut redete. Ignorierte er den Ruf „hör auf“, dann gab es „Mundschutz“. Fällt dieses Wort, dann sieht er jenes weiße Schweigetuch vor sich.

Der Vierte hatte als Jugendlicher einen schweren Unfall, Unter- und Oberkiefer ließen sich nicht bewegen. Bis zum Eintreffen des Arztes schlang man ihm eine Binde über

Kopf und Kinn, um weitere Kieferstarre zu verhindern. Jetzt erinnert ihn der Mundschutz an jenen Unfall.

Als Pollenallergiker ist mir Mund-Nasen-Schutz mehr als vertraut, geschwollene Augenlider, Kopfweh, Schwindel und stetiges Niesen – die tägliche Qual im Frühjahr. Da heißt es „Fenster zu“, und Mund-Nasen-Schutz hilft obendrein.

Mit Mundschutz / Maske sind wir fünf alten „Corona-Männer“ dann nach Hause gegangen. Lächelnd fragten wir uns: „Hohe Risikogruppe? Haben wir nicht den Krieg überlebt?“

*Helmut Weingärtner,
Stuttgart*

Wacken

Wer kennt Wacken, was ist Wacken, wo ist Wacken? – Musikfreaks wissen sofort, was Wacken bedeutet: Kult, Heavy Metal, laute Musik, feiern, Schlamm, Menschenmassen usw. Wo Wacken liegt, dies soll nachstehende, wahre Geschichte Unwissenden nahebringen.

Meine betagte Nachbarin Gisela Wessely, geboren im Harz, wollte einen Cousin in St. Peter-Ording an der Nordsee besuchen. Mit dem Zug fuhr sie von Nürnberg nach Hamburg und von dort mit einer Regionalbahn weiter zur nordfriesischen Küste. Auf dem zutreffenden Bahnsteig beim Umsteigen in Hamburg erlebte sie eine erste Überraschung und

konnte nur noch staunen. Dichtes Gedränge durch vorwiegend schwarz gekleidete Menschen, die alle mit ihr in denselben Zug drängten. Wollen die alle zu einer großen Trauerfeier? Mit einer Reservierung erkämpfte sie sich ihren Platz und war heilfroh, nicht auf der Strecke geblieben zu sein und im richtigen Zug zu sitzen.

Umringt von vielen Mitreisenden, die sich aber gesittet benahmen, wagte sie nach einiger Zeit, ihr Gegenüber zu fragen: „Entschuldigen sie bitte, wenn ich neugierig bin. Gehören die vielen Leute zu einer geschlossenen Gruppe, nahezu gleich gekleidet – und wohin wollen die alle?“ – „Nach

Wacken“, entgegnete der freundliche Herr, so um die 50 Jahre alt. „Wacken?“, fragte Gisela etwas zu laut, „was ist denn das?“ – Der Mann freute sich grinsend, sie aufklären zu dürfen. „Das ist ein Dorf in der holsteinischen Pampa, wo alljährlich um diese Zeit ein riesiges, lautes Musikfest stattfindet und alle Heavy-Metal-Fans elektrisiert, so auch mich.“ Gisela, in der Oper und Klassik zuhause, erwiderte: „Im Ernst, Sie sehen gar nicht nach lauter Musik aus?“ – „Doch ich bin seit Jahrzehnten bekennender Anhänger dieser speziellen Szene und war schon mehrmals in Wacken.“ Neugierig bohrte Gisela weiter: „Da wundere ich mich schon. Jetzt sagen Sie mal, was machen Sie denn beruflich zuhause, und wo kommen Sie überhaupt her?“ – „Auch wenn Sie es

vermutlich nicht glauben: Ich komme aus Würzburg und bin dort Professor an der Universität.“

Gisela verschlug es die Sprache, was bei ihr selten vorkam. Sie musste erst einmal nachdenken. In Itzehoe stiegen dann die schwarzen Heerscharen aus dem Zug, und es herrschte schlagartig Leere und Ruhe. Sie vermisste sogar ein wenig eine weitere Unterhaltung mit dem freundlichen Mann aus Würzburg, noch dazu einem echten Professor.

Doch dann freute sie sich. Die Küste lockte, gute Luft und ein Wiedersehen.

*Hans Pfähler, Wendelstein
Gewidmet meiner 2018 verstorbenen
Nachbarin Gisela Wessely*





Das Liebesgemälde

Ich erwache. Zum Rollladen blinkt ein Sonnenstrahl herein. Da steht man doch gleich viel leichter auf! Und heute ist für mich ein besonderer Tag! Er bringt Leben in meinen Corona-Alltag. Heute ist Dampfnudeltag! Ich habe meinen Enkeln versprochen, Dampfnudeln für sie zu machen.

Ich ziehe den Rollladen hoch, die Morgensonne ist wunderschön. Sie lässt die blühende Forsythie vor meinem Schlafzimmer noch gelber

leuchten. Fix mache ich mich fertig. Ich muss ja den Hefeteig machen!

Während der Vorteig geht, trinke ich eine schnelle Tasse Kaffee. Das Frühstück entfällt, ich werde mir heute den Bauch mit Dampfnudeln vollschlagen. Ich mache den Teig fertig, gebe ihn in eine Schüssel und decke ihn mit einem Geschirrtuch ab. Ich bin schon etwas aufgeregt, es wird doch hoffentlich alles klappen. Das ist immer so eine Sache! Aber jetzt muss ich erst mal raus,

raus an die frische Luft! Muss mein Immunsystem stärken. Es hofft doch jeder, dass wenn einen der Virus trifft, man nur einen schwachen Verlauf hat. Also nix wie raus, der Teig muss ja nochmal gehen.

Ach, wie schön. Ich wohne am Stadtrand und bin gleich in den Feldern. Die Luft und das helle Licht geben mir einen richtigen Hype. Hunde mit ihrem Herrchen sind vereinzelt auch unterwegs. Die Menschen halten Abstand, die Hunde nicht. Die Apfelbäume sind kurz vor dem Aufblühen. Am Wegrand blühen Gänseblümchen. Jetzt muss ich aber schnell heim.

Zwölf Dampfnudeln habe ich aus meinem Teig bekommen. Während sie nochmal gehen, richte ich die Pfanne her. Ich habe eine schöne große. Die brauch ich auch! Die Kinder lieben Dampfnudeln mit Vanillesoße. Die Soße macht meine Schwiebertochter. So ist es abgesprochen. Dampfnudeln in die Pfanne, Deckel drauf, ich harre der Dinge, es wird schon werden.

Und wunderschön sind sie geworden. Ich mach sie immer mit einer salzigen Kruste, das lieben wir alle. Ab in die Schüssel, ein paar lasse ich für mich. Jacke an, und aufs Fahrrad geschwungen.

Sie wohnen nur ein paar Minuten weg von mir, aber in diesen Zeiten

ist das weit. Ich stelle mein Rad ab, laufe über den Rasen zur Balkontüre. Und da stehen sie alle, lachen und freuen sich. Ich berühre ihre Hände, durch die Glasscheibe getrennt, gebe ihnen Küsschen. Ach, wie fehlen sie mir. Stelle die Schüssel vor die Türe. Das Glas zeigt die Handabdrücke und die Kuss Spuren. Es ist ein Liebesgemälde! Ich gehe, die Türe geht auf. „Oma, Oma, danke!“ Dieser blöde Virus! Aber noch geht es uns allen gut. Wir werden die Trennung überstehen. Im Herzen sind wir beieinander.

Ich fahre nach Hause. Mein Herz macht Luftsprünge. Meine Dampfnudeln werde ich allein verzehren, aber meine Kinder sind in Gedanken dabei.

*Claudia Walz,
Neckarsulm*



Kinder, die ich umsorgen kann

Heute ist ein schöner Tag! Die Sonne scheint vom Himmel. Der Frühling kommt mit großen Schritten. Aber alles ist anders als sonst! Es ist die Zeit, in der wir uns vor dem Virus fürchten, dem Coronavirus. In Baden-Württemberg dürfen wir uns noch frei bewegen, keine Ausgangssperre. Aber möglichst allein, höchstens zu zweit. Aber mit Abstand.

Ich bin älter, lebe allein. Habe aber Kinder und Enkel, viele Freunde. Darf sie nur von weitem sehen, darf mit ihnen telefonieren und kann sie dort auch sehen. Aber die Nähe fehlt.

Ich habe einen kleinen Garten. Gott sei Dank! Der ist jetzt mein Erlebnisgarten. Ich bin dabei, aus Samen vom letzten Jahr Tomaten und Paprika vorzuziehen. Die Pflänzchen



sind noch ganz klein, haben mal gerade vier bis fünf Blättchen. Ich begrüße sie jeden Morgen, erzähle ihnen, wie das Wetter draußen ist, und ob sie schon ein bisschen raus können. Heute dürfen sie raus! Ich fühle mit dem Finger, ob sie noch genug Wasser haben.

In der warmen Wohnung haben sie schnell Durst. Ich gebe ihnen ein wenig abgestandenes Wasser. Ja, es sind meine „Kinder“, und sie kann ich umsorgen. Ich suche ihnen auf der Terrasse ein Sonnenplätzchen.

Dann gehe ich in den Garten. Hier merkt man auch, die Natur erwacht. Die Vögel zwitschern. Es ist viel ruhiger, kein Autolärm, nichts. Man hört die Vögel viel besser. Ich glaube, sie freuen sich über die Stille und geben ihr Bestes. Auch fangen die Pflanzen im Garten zu wachsen an. Zarte, feine helle Triebe. Nicht nur das Unkraut, auch Tulpen und Rosen erwachen aus dem Winterschlaf. Die Lauchzwiebeln kann ich schon ernten. Sie schmecken scharf und gesund! Der Rhabarber ist noch klein. Ich werde ihn ordentlich gießen. Ich will, wenn er größer ist, einen Kuchen backen. Mit Merinogen-Guss. Und alle dazu einladen. Bis dahin muss der Spuk vorbei sein!

*Claudia Walz,
Neckarsulm*

Quarantäne

Es klingelt.

Eine entfernte Nachbarin steht mit einem Zettel in der Hand an der Gartentüre. Man kennt einander, aber eigentlich auch wieder nicht. Eine „Grüß-Gott-Nachbarschaft“ halt, im guten Sinne. Verwunderung.

„Grüß dich – wo brennt’s denn?“ – Die Nachbarin im Werktagsgewand: „Nein, nirgends – ich wollte euch nur meine Telefonnummer geben für den Fall, dass ihr was braucht.“ – Ihr, das sind mein Mann und ich, beide über 80, Haus und Garten, voll aktiv in der Gemeinde, Auto, gut vernetzt. Kein Gedanke an eine Haushalts- oder Gartenhilfe, wir schaffen das noch locker. – Ein warmes Gefühl der Dankbarkeit durchflutet uns und regt uns an, ebenfalls aktiv zu werden.

„Sollen wir, sollen wir nicht?“ Wir wollten ohnehin zur nahegelegenen Fischzucht, Forellen kaufen zum Braten, es ist Freitag. Spontan nehme ich zwei Forellen mehr mit, brate sie und schenke sie unseren beiden unbeteiligten Zaun-an-Zaun-Nachbarn, heiß noch in Alufolie gepackt, ein Zitronenschnitzertel dazu. „Oh, was ist das denn? Ist Weihnachten???“ – Zwei Flascherl Bier wachsen herüber und zwei Stück Käsekuchen. – Danke, Corona.



Andererseits: „Die Alten“, uns beide eingeschlossen, verdonnert man sozusagen zu ihrer eigenen Sicherheit in Quarantäne. Wir nähen Schutzmasken für einen guten Zweck, das Gummiband geht aus, man kann nirgends nachkaufen, die Produktion stockt. Kein täglicher Ratsch beim kleinen Einkauf, Geschäfte zu, Lokale zu, kein Vereinsleben, kein Friseurbesuch, die Fußnägel muss man selber schneiden. Die Kirche zu, Internetgottesdienst, ja, immerhin – und wer kein Internet hat? Oder sich damit nicht auskennt? Überfordert ist damit? Zu Ostern allein Halleluja-Singen auf der Straße? Flashmob zu einer bestimmten Uhrzeit mit Kerzerl und so? – Das glaubt ihr doch nicht im Ernst!

Gespaltene Gesellschaft. – Scheiß Corona.

*Grete Kissel,
Bruckmühl*

Osterblüten blühen weiter



Zwei Wochen vor Ostern in der Corona-Zeit.

In meiner ehrenamtlichen Rolle als Kindergottesdienst-Mitarbeiterin mache ich mir Gedanken, wie ich den Kindern des Kindergottesdienstes zu Ostern eine Überraschung in die Briefkästen der Familien werfen kann.

Ich hab's. Vor vielen Jahren hatten wir Blüten kopiert, auf denen in der Mitte die Osterbotschaft zu lesen war: „Weißt du, was an Ostern ist geschehn? Da ließ Gott Jesus auferstehn, hat ihn uns neu gegeben, damit wir mit ihm leben.“ Das Besondere an diesen Blüten ist, dass, wenn sie ausgeschnitten und an den Blütenecken eingeknickt werden, sie sich langsam wieder öffnen, wenn man sie in eine mit Wasser gefüllte Schale legt.

Mitten in die Vorbereitung für diese Aktion klingelt es an unserer Tür. Eine Nachbarin, die einige Zeit im Krankenhaus war und nun wieder zu Hause ist, hat Lust auf ein Schwätzchen – trotz und inmitten von Corona. Ich bitte sie herein – auf Abstand natürlich. Auf meinem

Wohnzimmertisch sieht sie die Blüten liegen. Ich erkläre es ihr und frage mich dann selbst sicherheits halber, ob auch alles so funktioniert, wie gedacht. Ich schneide eine Blüte aus, knicke die Ecken ein und hole eine Schale mit Wasser. Dann lege ich die Osterblüte auf das Wasser. Gemeinsam schauen wir, wie sich die Blüte langsam öffnet, und die Osterbotschaft zu lesen ist. Unsere Nachbarin ist begeistert. Ich gebe ihr ein Blatt mit kopierten Blüten mit. Sie will es ausprobieren.

Einen Tag später ruft sie abends an: „Es hat auch bei mir geklappt!“ Ich freue mich und bin mir nun meiner Aktion für die Kindergottesdienst-Kinder sicher. „Aber was mache ich nun mit den anderen Blüten auf dem kopierten Blatt“, fragt unsere Nachbarin. Mir fällt ein: „Schenken Sie anderen auch eine Osterblüte.“ Sofort nennt meine Nachbarin zwei Menschen, die neben ihr wohnen, und zu denen sie guten Kontakt hat. Ich freue mich mit! Die Osterblüten werden also weiter blühen. Und die Begeisterung in der Stimme unserer Nachbarin an diesem Abend dieser besonderen Zeit werde ich nie vergessen: „Bei mir hat es auch geklappt!“

*Gardis Jacobus-Schoof,
Boxberg*

Kultur-Ersatz in Corona-Zeiten

Ich bin nicht aus Karlsruhe und kenne daher nur die Stadtteile, in denen man immer zu tun hat. Aber die Vororte, ehemalige Dörfer, und die ländlichen Gebiete der Umgebung sind mir fremd. Schon immer wollte ich die mal besuchen, Straßenbahnen fahren ja weit hinaus. Nun war endlich die Zeit dafür.

Dicht bei meinem Hochhaus am Mühlburger Tor gibt es die Haltestelle, bei der ich fast alle Trams der Stadt erreiche. Die Orte, die südlich von Karlsruhe liegen, konnte ich auslassen, denn die sind im Alb tal, nach Herrenal b. Strecken des Graf-Rhe na-Weges an der ganzen Talseite bin ich schon früher gegangen, und auch die Wege der Vieltäler Kurstadt Herrenal b kannte ich schon. Bis zum Dobel hin. Aber der ganze Bogen von West nach Ost über Nord, der wartete auf mich. Auf einem alten Plan der Stadt mit Umgebung und dem Plan der Straßenbahnen konnte ich überall herausfinden, wo die Endstationen liegen. Bis dahin konnte ich jeweils fahren und mit dem Rollator eine Runde drehen, dann zurück wieder mit der Bahn. Wobei zweierlei zu beachten war: bei der Ausdünnung des Fahrplanes jetzt gleich beim Aussteigen auf dem Aushang nachsehen, wann es Rückfahrten gibt. Und: Beim Aussteigen gibt es bei älteren Haltestellen noch keine Ebenerdig-

keit für den Rollator zwischen Bahn und Bahnsteig. Es helfen Fahrgäste, aber bis zur Endstation ist manchmal keiner mehr da. Dann muss der Fahrer erreicht werden zum Herausheben des Rollators, möglichst muss der rechtzeitig angesprochen werden. Nicht nur die Landschaft um die Endstation herum ist idyllisch, sondern die ganze Fahrt durch Vororte und grünes Land lohnt sich.

1. Rappenwörth

Also fangen wir an ganz im Westen, Richtung Rhein, die 6 nach Daxlanden und weiter nach Rappenwörth. Jetzt kommt man wegen Corona nicht ►



Karlsruher Straßenbahn

► ganz an den Rhein heran, weil die Gebäude davor – das Strandbad und die Bootshäuser – abgeschlossen sind und eine Barriere bilden. Lohnender ist die Haltestelle davor, Altrhein-Brücke, denn da gehen Wege im Baum-schatten und auf einem alten Deich entlang, gesäumt von frisch blühenden Sträuchern und Obstbäumen zu einer Laubenkolonie hin. Ich gehe eine Weile und werde müde, denselben Weg zurück? Lieber nicht. Ich müsste eigentlich auf der Höhe der vorletzten Haltestelle sein. Bei sowas habe ich immer Glück. Denn ein Auto naht, hält, eine junge Frau sitzt drin. Sie sagt, dass sie da in der Nähe tätig sei und die Mittagspause hier draußen nutze. Sie ist bereit, mir ein Taxi zu rufen! Alles mit ihrem Handy. Denn wir müssen ja erstmal rausfinden, wie unser Sträßchen heißt, das Taxi braucht den Ort; es ist der Waidweg. Die Taxifahrerin bringt mich dann zum Kirchplatz in Daxlanden, wo ich die 6 für zurück wieder nehme.

2. Wörth

Noch weiter, nach Nordwesten nun, liegt Wörth, das noch nicht lange an unseren Stadtverkehr angeschlossen ist. Vor etlichen Jahren hat ja ein Verkehrsdirektor Ludwig das Bahnnetz erheblich erweitert. Wörth Badepark steht an der 55, aber ich sehe nichts von irgendwelchem Bad oder Wasser dort. Stattdessen Wald mit bequem asphaltierten Wegen. Gut für Radfahrer. An der Endhaltestelle haben die Fahrer eine Pause



Marktplatz Karlsruhe,
mit Pyramide und
Evangelischer Stadtkirche

und Zeit, und so frage ich nach einem lohnenden Weg; er weist mir einen. Ich habe eine Dreiviertelstunde Zeit vor der nächsten Abfahrt. An der Endstation, als ich wieder einsteige, liegt auf einem Sitz eine Handtasche mit Inhalt. Wer lässt sowas liegen? Zwei Stationen weiter kommen zwei junge Mädchen hereingehastet, sind erleichtert, die vergessene Tasche noch vorzufinden – bisschen leichtsinnig gewesen.

3. Hochstetten

Bei der Bahn 51 oder 511 habe ich mir schon immer überlegt, wie es wohl in Hochstetten aussieht. Nun endlich fahre ich mal bis zur Endstation hin, vorbei an Neureut und anderen Stadtteilen. Ein Kirchturm ist in der Entfernung zu sehen, dahin halte ich mich, ist ja meistens die Ortsmitte. Ein kleiner, hübsch gepflegter Kirchhof grenzt an. Stiefmütterchen in allerlei Farben sehen nach Frühling

aus. Und eine Wand fällt auf, Columbarien. Das sind ja Urnen, in Nischen einer Wand eingelassen. Die Vorderseiten sind in verschiedenem Stein gestaltet. Sowas hatten meine Mutter und ich mal auf dem Hauptfriedhof vorbestellen wollen. Sie lehnten aber ab, zu viele dieser Wände wollten sie nicht aufstellen.

4. Heide

Eine unserer jüngsten Tramlinien ist die 3, und sie geht gerade nach Norden, Endstation Heide. Da sind Neubauten und tatsächlich noch Heidelandschaft. Tiefer eingelassen in den Boden ein See, ein Rundweg geht um ihn oder auch ein höherer Rundweg oben. Allerlei Spaziergänger sind unterwegs, es ist ein Wochenende. Für zu Hause nehme ich mir von einem Strauch ein paar Zweige ab. Denn es ist kurz vor Ostern, und ich kann hohle, bemalte Ostereier dranhängen. Auf der Schwäbischen Alb gibt es

ein Ostereier-Museum, da kann man welche kaufen, aus aller Welt. Denn den Brauch gibt es in vielen Kulturen. Zuhause erklärt mir meine russische Putzfrau erst tadelnd, dass das Mitnehmen von Zweigen verboten ist. Sie wagt es nie, aus Angst, dass sonst ihr Antrag auf deutsche Staatsangehörigkeit abgelehnt werden würde wegen der Straftat!

5. Spöck

Die 52 fährt nach Nordosten, Ziel Spöck. Ich sehe im erweiterten Stadtplan nach, wo das liegt, vorher kommen Büchig und Blankenloch. Das sind alles ehemalige Dörfer und nun Schlafstätten um Karlsruhe herum geworden, jetzt in weniger als einer Stunde mit der Tram zu erreichen. Dicht bei der Endhaltestelle steht eine moderne Schule mit allerlei Gebäuden und Parkanlagen, jetzt ist alles nicht in Betrieb, ich spazierte herum.

6. Söllingen

Wenn man die 55 nicht nach Wörth nimmt, sondern in entgegengesetzter Richtung, steht da „Söllingen“. Das geht an Durlach vorbei, durch Grötzingen hindurch – mit mehreren Haltestellen in dem ziemlich großen Ort. Berghausen dann, und unterwegs schon etliche Haltestellen mit Wegen entlang der Bahnlinie, da könnte man auch schon aussteigen und gehen. Es gibt immer Grünflächen oder kleine Wäldchen zwischen den Orten. Schließlich Söllingen mit dörflichem Charakter. Aber erstmal muss ich ja ►

- aussteigen, und oh weh, der Bahnsteig liegt ja nicht nur tiefer als die Stufe der Bahn, sondern auch noch zehn Zentimeter entfernt.

Außer mir ist nur noch eine schwarze, füllige Frau übriggeblieben. Der mache ich irgendwie verständlich, dass sie mir beim Herausheben des Rollators helfen könnte. Sie tut es. Der ist ja nicht schwer, aber zu sperrig für diese ältere Art der Bahnsteige. Ich spazierte zur Ortsmitte, auch da steht eine alte Kirche, aber zu hoch auf einem kleinen Felshügel. Ob sie wohl auch so einen traulichen Friedhof hat wie Hochstetten? Ein Blumenladen befindet sich in der Nähe, mit Zetteln, dass man anrufen muss bei Bedarf, wegen der Sperre jetzt. Zurück beim Bahnhof, steht da die nächste 55 be-



*Gottesauer Schloss / Musikhochschule,
Karlsruhe*

reit. Ich komme etwas früher, um den Fahrer zu erreichen. Er soll mir helfen beim Hereinheben des Rollators und ist so umsichtig, eine Tür zu wählen, die auf einen geräumigen Raum führt für den Rollator.

7. Neue Oststadt

Nun komme ich zu zwei Ausfahrten in die neue Oststadt von Karlsruhe, mit der 6 nicht an den Rhein, sondern entgegengesetzt, nicht ganz zum Ende, sondern zum Schloss Gottesau. Das war im Laufe der Jahrhunderte Kloster, Schloss und Waffenarsenal, jetzt Musikhochschule. Es ist umgeben von Grünanlagen, geht über in die Ostauen, große Parks. Zu der Zeit dürfen auch noch Gaststätten außen bedienen, und da gibt es eine neue Gaststätte, die „auf rustikal“ stilisiert ist, und wo ich mich mit Limonade stärken. Nochmal fahre ich in die Richtung, steige schon vorher aus und gehe eine lange begrünte Promenade entlang, die ein Stadtviertel durchschneidet, das erst in den letzten Jahren entstanden ist, mit großzügigen Wohn- und Bürogebäuden, weiten Rasenflächen, Sitzbänken, Wasserläufen. Sieht aber teuer aus. Ich komme mit einem Ehepaar ins Gespräch, das dorthingezogen ist.

Vielleicht hat einer Lust bekommen, einige dieser kleinen Ausflüge auch mal zu unternehmen, alles geht auch bequem per Rad.

Jutta Dogan, Karlsruhe

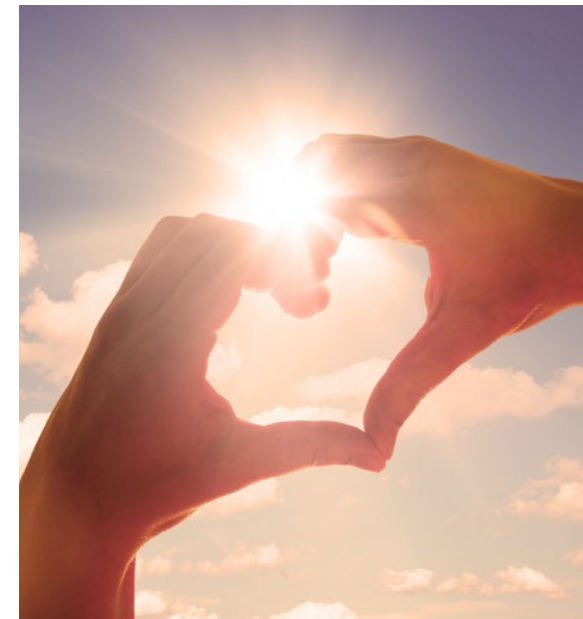
Was hat mich berührt

in dieser Corona-Zeit?

Diese Zeit nervt ganz ordentlich: Alle Kurse, Kulturmöglichkeiten, Cafébesuche allein oder mit Freundin, Thai-Chi und Krafttraining fallen aus! Aber das kennen und wissen ja alle!!!

Da ich allein lebe, bin ich – wie mein Freund auch – auf ihn und er auch etwas auf mich angewiesen. Ich bin Rentnerin, er hat durch seine Arbeit automatisch Kontakte. Durch meine psychische Erkrankung, daraus folgender persönlicher Entwicklung, ist mein Freundes- und Freundinnenkreis fast ganz geschrumpft. Meinen Freund und eine neue Freundin habe ich dazugewonnen – dem Göttlichen sei Dank.

Vor etwa eineinhalb Jahren habe ich eine ältere Dame bei einem Vortrag kennengelernt und zufällig bei einem Kurs wiedergetroffen. Wir sehen uns einmal im Monat zum Kreativen Schreiben und sollten vor ein paar Wochen eine Geschichte, Corona betreffend, schreiben, die dann von allen per E-Mail an alle geschickt wurde. Diese Dame – schon etwas über 80 Jahre – hat mir mit ihrem Umgang mit der Corona-Zeit imponiert. Sie hat mit den Stadtbahnen alle Vororte besucht, ist an den jeweiligen Endhaltestellen ausgestiegen – mit Rollator! – und hat sich umgesehen. Dabei musste



sie jeweils darauf achten, wann sie wieder zurückfahren konnte, da die Fahrpläne ja ausgedünnt waren. Es sind ein neuer Stadtteil und sechs Vororte zusammengekommen, die sie vorher noch nicht kannte.

Diese Aktion hat mir sehr gefallen und beeindruckt. Hochachtung und Bewunderung für die Frau. Was alles möglich ist, wenn man will und sich traut – sie ist mir Vorbild!

*Friedlinde Klameth,
Ettlingen*



Wir erweitern Horizonte und geben Impulse.
Mit einem breiten Spektrum an Bildungsangeboten
schaffen wir Raum für Begegnung auf Augenhöhe,
regen zum Austausch an, hinterfragen kritisch
und unterstützen damit die Meinungsbildung.
Geleitet von einem christlichen Menschenbild
sind wir zugewandt, tolerant und öffnen uns
immer wieder aktuellen Themen. Weil wir nicht
nur lehren, sondern gemeinsam lernen.

Impulse geben!

Evangelische Erwachsenenbildung in Baden

Mehr unter: 0721 9175-340
oder unter: eeb-baden@ekiba.de



Das Qualitätsmanagement der Evangelischen
Erwachsenenbildung in Baden mit all ihren Einrich-
tungen ist durch die proCum Cert GmbH zertifiziert
nach QVB Stufe B, Zertifikats-Nr. 001885.

Landesstelle für
Evangelische Erwachsenen-
und Familienbildung in Baden
Blumenstraße 1-7
76133 Karlsruhe

Impulse geben!

Evangelische
Erwachsenen- und
Familienbildung in Baden



EVANGELISCHE
LANDESKIRCHE
IN BADEN